

Im Ebenbild Gottes erschuf er sie, männlich und weiblich erschuf er sie (Gen.1, 27)

Der Mensch ist als Gottes Ebenbild geschaffen. Grösse und Auftrag kommen in dieser Aussage zur Sprache, die durch das Sterben der Menschen eine radikale Zuspitzung erfahren: Es geht darum, sich als Glied einer Kette zu verstehen, in deren Zentrum nicht die eigene Selbstverwirklichung, sondern das Kommen des Reiches Gottes steht.

Jede liturgische Einheit des jüdischen Gottesdienstes endet mit einem Gebet, das mit den folgenden Worten beginnt: «Erhoben und geheiligt werde sein grosser Name in der Welt, die er nach seinem Willen erschaffen, und sein Reich erstehe in eurem Leben und in euren Tagen und dem Leben des ganzen Hauses Israel schnell und in naher Zeit, sprecht: Amen! Sein grosser Name sei gepriesen in Ewigkeit und Ewigkeit der Ewigkeiten.»

Das Gebet ist unter den Namen *Kaddisch* bekannt. Diese Worte werden im Rahmen der öffentlichen Gottesdienste nicht weniger als siebenmal täglich gesagt. Dieselben Worte sprechen Hinterbliebene am Grab ihrer Toten. Kinder sagen sie für ihre Eltern während der sieben Tage dauernden Trauerzeit sowie während des ganzen ersten Jahres nach dem Tod und dann jährlich einmal anlässlich der Jahrzeit, des Todesgedenktag. Deshalb wird das *Kaddisch* oft als *Totengebet* bezeichnet.

Ein falscher Name?

Vom Inhalt her ist die Bezeichnung *Totengebet* nicht ganz gerechtfertigt, spricht doch dieses Gebet eine Eschatologie an, ein Ende der Zeit, die das konkrete Leben im Hier und Jetzt in den Blick nimmt. Dabei werden die Begrif-

fe wie «Ende der Zeit», «Ewigkeit» oder «Reich Gottes» nicht etwa als Ende der linearen Zeit verstanden. Sie sind Metaphern für eine Dimension der Wirklichkeit, die stets im Kommen ist, die aber nicht ankommt. Damit durchbricht sie die den Kausalitätsgesetzen der Natur und der Geschichte unterworfenen lineare Zeit. Um jenes Gesetz zu brechen, das besagt, dass das Recht des Stärkeren immer das Beste ist.

Ich wage zu behaupten, dass der Text des *Kaddisch* vielen Juden geläufiger ist als derjenige des «Höre Israel» oder derjenige des Achtzehn Bittengebetes, die beide länger zur verpflichtenden Gottesdienstordnung gehören als das *Kaddisch*. Damit stellt sich die Frage, welchen Umständen das *Kaddisch* seine Popularität verdankt. Und weshalb es bekannter ist als Gebetstexte, deren Rezitation im Gottesdienst die Talmudgelehrten zu einem früheren Zeitpunkt für verpflichtend erklärten, wie zum Beispiel den Aufruf zur Gotteserkenntnis «Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist eins».

Die Antwort ist nicht schwer zu finden: Das *Kaddisch* verdankt seine Popularität in breiten – auch nicht streng praktizierenden – Kreisen weitgehend dem emotionalen Kontext, in dem es verwendet wird, und nicht etwa seiner theologischen Aussage. Eine solche dürfte in den Ohren vieler Zeitgenossen mit einer

humanistisch-ethischen Lebensauffassung, die sich primär am individuellen subjektiven Wohl orientiert, ziemlich fremd wenn nicht gerade skandalös klingen.

Ziel ist Gottesverwirklichung

Das *Kaddisch*, dem christlichen Vaterunsergebet ähnlich, sagt nichts weniger, als dass es ein Jenseits dieses individuellen irdischen Lebens gibt, an dem das Individuum einen Anteil hat. Es ist das Leben, das die nächste Generation führt und so den Beitrag leistet, damit Gottes Name erhoben und geheiligt werde, damit sein Reich erstehe. Salopp und vereinfachend formuliert: Ziel des Lebens ist nicht Selbstverwirklichung, sondern Gottesverwirklichung.

Der Inhalt des *Kaddisch* erinnert das Jüdische Volk in geraffter Form an seine Lebensaufgabe: Den Namen Gottes zu heiligen, ihn zum Lebensmittelpunkt zu machen, indem es die Tora und ihre Gebote erfüllt, wie es im fünften Buch Moses steht: «Ich nehme zu Zeugen gegen euch heute den Himmel und die Erde; das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt, den Segen und den Fluch; aber du sollst das Leben erwählen, auf dass du lebest, Du und Deine Nachkommen» (Dtn 30,19). Die Folge der Gebotserfüllung ist Leben, Leben im Hier und Jetzt.

Ein gutes materielles Leben für alle Menschen ist aus biblischer und jüdischer Sicht ein Segen. Von einem Jenseits des Irdischen spricht die Tora nicht, zumindest nicht explizit.

Eingebunden in den Bund des Lebens

Was hier sehr partikular, also einzig und allein auf Juden bezogen klingt, lautet in universelle Begriffe übersetzt: Der Sinn des individuellen Lebens liegt jenseits des individuellen Ichs. Überwindung des Ichs ist also gefragt. Psychologen nennen das Loslassen. Doch Loslassen wozu oder zu wessen Gunsten? Die Antwort auf die Frage, auf was sich der Mensch einlässt, wenn er loslässt – also wenn er sein Leben am Anderen orientiert – und wohin er geht, wenn er endgültig losgelassen hat – also gestorben ist – drückt die jüdische Tradition mit folgender Hoffnung aus: «Möge seine Seele eingebunden sein im Bunde des Lebens.»

Damit ist nicht ein Jenseits gedacht, welches das diesseitige Leben für den Verstorbenen verdoppelt. Vielmehr ist das Leben, auf das der Verstorbene hoffen darf, das geistige Leben, das er in der Welt verwirklicht hat, beispielsweise dadurch, dass er in den Wegen Gottes, den Wegen der *Zedaka*, der liebenden Gerechtigkeit und des Rechts gewandelt ist, und diesen Weg seine eigenen Kinder oder andere Menschen gelehrt hat. Das ist der Anteil an der Welt, die kommt. Die Hoffnung, der Verstorbene möge eingebunden sein im Bunde des Lebens, die an jedem Begräbnis gesprochen wird und symbolisch auf jedem jüdischen Grabstein steht, lehrt uns, dass der Mensch in der jüdischen Tradition – das heisst biblisch und rabbinisch – nicht als ein in sich geschlossenes Wesen gedacht wird. Auch nicht nur als ein Wesen, das während seiner irdischen Lebensspanne in Beziehung zu anderen steht, von ihnen abhängig ist und für sie verantwor-

tung trägt, sondern als ein Wesen, dessen Verantwortung eine diachrone, transgenerationale ist. Der jüdische Mensch versteht sich als Glied einer Kette, die den Messias hervorbringt, den transformierten Menschen, dem es gelingt aufgrund seiner Weisheit, seiner Einsicht, seiner Stärke und seiner Gottesfurcht, die Erde zu befrieden.

Glied einer Kette

Für jüdische Menschen steht nicht so sehr die Frage nach dem individuellen Heil im Vordergrund, was also nach diesem Leben mit ihm persönlich geschieht, sondern die Frage, ob er für die Welt, die nach ihm kommt, gewirkt hat und was nach seinem Leben mit dem Leben auf dieser Welt geschieht, auf dass Gottes Königreich erstehe und zwar schon bald, wenn nicht mehr in seinen Tagen dann in naher Zukunft. Am Aufbau dieser kommenden Welt hat er wie jeder Gerechte dieser Welt Anteil, nur kann er nach seinem Tod an diesem Anteil nicht weiter wirken. Sein individueller Tod bedeutet deshalb einen Unterbruch in der Arbeit an der Wiederherstellung einer gebrochenen Welt.

Individueller Tod und individuelle Trauer stehen somit aus jüdischer Perspektive immer und unmittelbar in der eschatologischen Dimension. Auch der Brauch, sich bei einem Trauerbesuch mit der traditionellen Formel zu verabschieden «Möge der Ort (= Gott) dich trösten, mitten unter all denen, die um Jerusalem und Zion trauern», dokumentiert diese an der Zukunft des Diesseits orientierte Perspektive. Diese Formel ist als Chiffre, als Metapher für eine in Gerechtigkeit befriedete Welt zu verstehen.

Das am Grab gesprochene

Kaddisch verpflichtet die Hinterbliebenen, am Kommen des göttlichen Reiches, an der Wiederherstellung der Welt weiter zu wirken und Glied der Kette zu sein, die an der Erlösung der Welt von Leid wirkt. Indem die Hinterbliebenen am Grab das *Kaddisch* sprechen, tun sie kund, dass der Dienst an dieser Welt, trotz des Todes weitergeht und dass durch diesen Dienst der Name Gottes in dieser Welt weiterhin gepriesen und geheiligt wird. Der Tod mag zwar einen Unterbruch im Gottesdienst sein. Er mag vielleicht Augenblicke des Zweifels an der göttlichen Gerechtigkeit erwecken, ja Ursache von Verzweiflung sein und den Hinterbliebenen die Kraft für den Gottesdienst rauben. Trotzdem: Das Leben im und für das Hier und Jetzt soll wieder Vorrang bekommen, ihm gilt es, sich wieder zu widmen, denn um dieses Leben willen und damit sein Königreich auf diese Welt komme, hat Gott die Welt erschaffen. In diesem sich eingebettet Wissen in einer Überlieferungskette und im Vertrauen auf den Gott, der Heil bringt, finden die Trauernden die Kraft und den Mut, ins Leben zurückzukommen.

Im Bilde Gottes

Diesseitigkeit und transgenerationale Perspektive prägen den jüdischen Glaubensweg, einen Weg, der dem Tun den Vorrang vor dem Dogma oder der Glaubensüberzeugung einräumt. Ich möchte den theologischen Grundlagen dieses Festhaltens am diesseitigen Leben im Denken

der

Bibel und der Talmudgelehrten noch einen Moment nachgehen, um dann die Frage zu stellen, welche Konsequenzen dieses Denken im Alltag für unser Handeln gerade im Umgang mit Kranken Sterbenden und Toten hat.

Die Betonung des Diesseits ist mit dem Verständnis des Menschen verbunden, wie es die Bibel im Buche Genesis im ersten Kapitel beschreibt: «Und Gott schuf den Menschen in seinem Bild (*be-zalmo*), im Bilde Gottes (*bezelem Elo-him*) schuf er ihn, männlich und weiblich schuf er sie.» (Gen 1,27) Der hebräische Ausdruck *zelem*, Bild, Ebenbild, Abbild, welcher in diesem Vers unmittelbar auf den Menschen bezogen ist, wird in anderen biblischen und in rabbinischen Kontexten mit dem Götzenkult in Zusammenhang gebracht. So beispielsweise spricht die Tora von Bildern als Gusswerken, welche vernichtet werden sollen.

Auf den ersten Blick scheint es paradox zu sein, dass Bibel und Gelehrte einerseits den Bilderkult ablehnen und andererseits den Menschen als Ebenbild Gottes bezeichnen. Es scheint paradox zu sein, dass mit demselben Begriff, der für schroff abgelehnte religiöse Auffassungen und kultische Handlungen steht, im feierlichen Schöpfungsmythos die Beziehung zwischen den Menschen und Gott beschrieben wird.

Was auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen mag, besonders wenn man den Kern der biblischen Botschaft im Alten Testament auf die absolute Transzendenz Gottes reduziert, seine vollkommene Andersheit, und jede bildliche Vorstellung von Gott als Anthropomorphismus deutet, erweist sich in Wirklichkeit als ein in sich geschlossener Gedankengang.

Bilderverbot

Gemäss antikem Weltbild ist das Abbild, sei es ein gegossenes oder geschnitztes oder in Stein gehauenes Bild, zwar nicht die Gottheit selbst. Die Beziehung des Menschen zu diesem Bild ist jedoch derart, dass die Gottheit als im Abbild anwesend wahrgenommen wird. Das Abbild ist eine Repräsentanz der Gottheit und partizipiert sozusagen an deren Wesen.

Die Autoren der Bibel und die Rabbinen gehen von diesem Weltbild aus, gehören sie doch diesem Kulturraum an und sind Teil davon. Doch sie stellen dieses Weltbild auf den Kopf. Sie verbieten den Bilderkult, weil es der Mensch selbst ist, der in ihren Augen Gottes Ebenbild ist. Mit der Erschaffung des Menschen hat sich Gott einen selbst anwesend ist. Die göttlichen Eigenschaften oder seine Potenzen oder Wirkkräfte, um es mit Begriffen aus dem kabbalistischen Denken zu formulieren, die mit seinem Wesen nicht gleich aber von diesem nicht zu trennen sind, sind im Menschen selbst präsent. Anders, theologischer formuliert: Gott ist im Menschen immanent.

Der Widersinn des Bilderkultes wird so verständlich: Es ist absurd, dass derjenige, der selbst mit göttlichen Kräften ausgestattet ist, ja diese in sich trägt, Objekten dient, von denen gesagt wird: «Sie haben einen Mund und reden nicht, Augen und sehen nicht, haben Ohren und hören nicht, haben eine Nase und riechen nicht, ihre Hände greifen nicht, ihre Füße gehen nicht, sie sprechen nicht mit ihrer Kehle.»

Die biblische, rabbinische und die mystisch-kabbalistische Rede vom göttlichen Ebenbild ist also nicht so sehr als anthropomorphische Sprache zu verstehen, wie es die Philosophen sehen wollen. Der im Ebenbild Gottes erschaffene Mensch wird theomorph, gottähnlich gedacht. Gott wird vorausgesetzt und mit Eigenschaften versehen, die in unserer Welt, vorab im Menschen, abgebildet werden.

Weitergabe von Leben

Worin der Mensch Gott gleicht, beziehungsweise welche Eigenschaften Gottes sich im Menschen finden, wird in der jüdischen Tradition kontrovers debattiert. Für unseren Kontext wichtig ist die Auffassung des Talmuds: Der Mensch ist insofern Gott ähnlich, als er ein schöpferisches Wesen ist. Er kann erschaffen, die Welt gestalten; ganz besonders aber kann er menschliches Leben schaffen und dadurch sozusagen die Präsenz Gottes auf dieser Welt erhalten, sie stärken und ihr Dauer verleihen. Also genau das, wovon im *Kaddisch* die Rede ist: «Erhöht und geheiligt werde Dein Name.» Wodurch? Durch das Weitergeben von Leben.

Darin besteht das Grundgebot, das der Mensch zu erfüllen hat. Und dieses steht ganz bewusst zu Beginn der Tora, im Kontext des Schöpfungsmythos, der die jüdische Existenz in die Existenz der Menschheit und der Welt überhaupt einbettet. Um dieses Lebens willen, hat Gott die Welt und den Menschen erschaffen. Und deswegen hat er den Menschen gesegnet mit den Worten: «Seid fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde und machet sie euch untertan.»

Die Zentralität dieses Gebotes kommt in einer sehr berühmten, für die rabbinische Streitkultur typischen Auseinandersetzung zum Ausdruck: In der Tora steht: «Und liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst» (Lev 19,17) Rabbi Akiwa sagt: Dies ist ein grosses Prinzip in der Tora. Ben Asai sagt: «Dies ist das Buch der Nachkommenschaft Adams.» Dieses Prinzip ist noch grösser. Die von Gott gebotene Erhaltung und Weitergabe von Leben ist das übergeordnete Prinzip. Davon leitet sich erst die Nächstenliebe ab. Die Quelle des Gebotes liegt nicht in der Subjektivität, ist nicht in mir selbst, sondern in der Tatsache, dass der Mensch Ebenbild Gottes ist.

Der Mensch ist aufgerufen, Partner Gottes in der Vollendung des Schöpfungswerks zu sein. Dies kann er sein, weil er im Ebenbild erschaffen ist. Der

Name Gottes wird erhöht und geheiligt, wenn der Mensch Leben schafft. Indem er Leben ermöglicht, partizipiert der Mensch am Schöpfungswerk. Er bringt die potentielle Ebenbildlichkeit auch durch seine Taten zum Ausdruck, macht Gottes Präsenz in der Welt möglich. Dies erklärt, weshalb die Fortschritte der modernen Zivilisation, in allen Wissenschaften, insbesondere aber in der Medizin, welche beispielsweise dazu beitragen, die Lebenserwartung eines Menschen zu verlängern, für die jüdische Tradition primär kein Problem darstellen, sondern zunächst ein göttliches Geschenk, Segen sind. Wie wir damit umgehen, das ist unser Problem.

Auf der Idee der Ebenbildlichkeit basiert die Forderung der Erhaltung menschlichen Lebens, des *pikuach nefesch*. Die Sorge um das Leben hat Vorrang vor jedem anderen der Gebote der Tora auch und insbesondere dem Einhalten des Schabbats oder dem Fasten am Jom Kippur, am heiligsten Tag des jüdischen Jahres. Nicht nur ist es erlaubt, die Schabbatgesetze ausser Kraft zu setzen um bedrohtes Leben zu retten, nein es ist ein Gebot, diese Gesetze ausser Kraft zu setzen, selbst dann wenn nur der Hauch eines Verdächtigen besteht, dass Leben auf dem Spiel stehen könnten, würde man es unterlassen einzugreifen.

Als Ebenbild Gottes ist der Mensch heilig

Als Ebenbild Gottes ist der Mensch heilig. Diese Heiligkeit des menschlichen Lebens ist absolut, weil sie in der Heiligkeit Gottes gründet und nur noch mit der Heiligkeit der Tora verglichen werden kann, in der Gott in und durch sein Wort anwesend ist. Diese Auffassung kommt in folgendem, Rabbi Akiwa zugeschriebenen Zitat zum Ausdruck: «Jeder der Blut vergiesst, vermindert die Gestalt.» Blut vergiesen nicht nur Mörder und Totschläger. Die Macht und die Verantwortung, die Gestalt vermindern und Blut vergiesen zu können, ha-

ben nach Auffassung des Talmuds etwa auch Richter, die die Todesstrafe über Menschen verhängen, die durch ihre Handlungen gewiss ihre Ebenbildlichkeit verfehlt haben. Und so behauptet der Talmud von einem Gericht, das einmal in sieben Jahren – andere sagen einmal in siebenzig Jahren – ein Todesurteil vollstrecken würde, es sei ein blutiges Gericht.

Ein anderer Gelehrter aus derselben Zeit geht sogar so weit zu sagen, dass derjenige, der sich nicht mit dem Gebot der Vermehrung befasst, die Gestalt vermindere. Auf diesem Gottes- und Menschenbild gründet auch folgende berühmte Aussage: «Deshalb ist nur ein einziger Mensch erschaffen worden, um dich zu lehren, dass wenn einer eine Person vernichtet es ihm die Schrift anrechnet, als hätte er eine ganze Welt vernichtet, und wenn einer eine Person rettet, es ihm die Schrift anrechnet, als hätte er eine ganze Welt gerettet.»

Jeder menschliche Tod ist somit immer eine Minderung des Ebenbildes, wie wenn ein Stück von Gott von dieser Welt gegangen wäre. Mit jedem Tod entsteht für einen Moment eine Art Gottesleere, die die Nachkommen unmittelbar durch die Ehrerbietung, die sie dem Toten erweisen, wieder ausfüllen.

Die jüdische Tradition kennt den Ausdruck *chillul Haschem*. Dieser Ausdruck bedeutet wortwörtlich *Entleerung des Namens*, also Entweihung Gottes und somit das genaue Gegenteil dessen, was der Jude in seinem Leben tun sollte, nämlich *kiddusch Haschem*, *Heiligung es Namens*. Der Tod verunmöglicht das Gotteslob «Nicht die Toten preisen oh ihn, nicht alle die, die in die Tiefstille sanken.» (Ps 113,17) «Denn im Tod ist kein Deingedenken, im Gruftreich wer sagt dir Dank?» (Ps 6,6) «Welcher Gewinn ist an meinem Blut, wenn ich sinke in die Grube? Wird der Staub dich bekennen, wird er verkünden Deine Treue?» (Ps 30,10)

Im Moment des menschlichen Todes verschwindet auch ein Stück Göttlichkeit, ein Potential von Verwirklichung

des Göttlichen in dieser Welt. Diesen Zustand, das Schwinden des Ebenbildes, definiert die Tora als Unreinheit, die es zu überwinden gilt. Priester, die früher den Tempeldienst verrichteten, durften, ausser aus familiären Gründen, nicht mit einem Toten in Berührung kommen. Ihre Aufgabe war die Durchführung des Kultes und dieser geschah um die Erhaltung des Lebens Willen. Obwohl es heute keinen Tempel mehr gibt und Priester ihre ursprüngliche Funktion verloren haben, wird an dieser Tradition festgehalten. Die Vorschrift, dass Menschen priesterlicher Abstammung sich von Leichen fernhalten sollen, gilt bis heute.

Dem Leben zugewandt

Viele Trauerbräuche dienen im Judentum dazu, den Hang zum Totenkult oder zur Nekrophilie in Grenzen zu halten. So soll beispielsweise während des Trauerjahres das Grab des Verstorbenen nicht besucht werden, es sei denn bei der Grabsteinsetzung. Übermässige Trauerbekundungen, Festhalten an der Vergangenheit sollen vermieden werden. Eine übermässige Beschäftigung mit dem Tod hindert den Menschen daran, sich dem Leben – und das heisst dem Gottesdienst – zu widmen.

Die Auffassung, dass der Tod Unreinheit bedeutet, mag fremd anmuten. Doch dass dies so wahrgenommen wird, beruht auf einem falschen Verständnis des biblischen Konzepts der Unreinheit. Unreinheit ist primär weder mit Dreck, noch mit unethischem Verhalten gleichzusetzen. Unrein ist zunächst alles, was stirbt und verwesst.

Heisst all dies nun, dass das Judentum den Tod verdrängt? Nichts mit ihm zu tun haben will? Dass es vergisst, dass der Mensch nicht nur Ebenbild Gottes ist, sondern auch Staub von der Erde und der Tod als Teil der erschaffenen Welt deshalb dazugehört? Es liegt wohl am tief im Judentum verwurzelten dialektischen Denken, dass genau das Gegenteil der Fall ist. Der Tod, die Verwe-

sung ist unrein, aber dieser Zustand ist Teil unserer Wirklichkeit, die es zu akzeptieren gilt und nicht verdrängt werden darf, wie dies auch die biblische Tradition bezeugt. So heisst es im Buch Kohelet: «Besser ist ein guter Ruf als ein guter Geruch und der Tag des Todes als der Tag der Geburt, besser in ein Haus zu gehen, wo man trauert, als in ein Haus zu gehen, wo man feiert; denn da zeigt sich das Ende jedes Menschen, und der Lebende nimmt es sich zu Herzen.» (Prediger 7,1-2) Kohelet ist sich auch der Grenzen der Machbarkeit bewusst, die bereits in Genesis 2, im sogenannten 2. Schöpfungsbericht, anklingt. «Kein Mensch hat Macht über den Wind, so dass er den Wind aufhalten könnte und keiner hat Macht über den Tag des Todes.» (Prediger 8,8) Solche biblischen Gedanken helfen zu verstehen, dass nicht in jeder Situation Verlängerung des Lebens um jeden Preis, die Konsequenz des religiösen Imperatives ist, das Leben als absolut höchstes Gut zu achten.

Die Tora bezeichnet den Tod als unrein. Einem Toten jedoch ist die letzte Ehre zu erweisen. In seiner körperlichen Gestalt, bevor er verwest, ist das Ebenbild Gottes noch sichtbar. Deshalb wird der Tote vor seiner Bestattung, die möglichst schnell nach dem Tod erfolgen soll, gewaschen und in ein weisses Gewand eingekleidet und zu Grabe getra-

gen. Man erweist ihm so die letzte Ehre. Darin sieht die jüdische Tradition ein religiöses Gebot, das sie als wahre Wohltätigkeit qualifiziert, wahr deshalb, weil bei dieser Wohltätigkeit keine Gegenseitigkeit mehr besteht. Der Tote kann sich für die Wohltat nicht mehr bedanken. Gerade bei dieser Tätigkeit kommt der Mensch seiner Gottesebenbildlichkeit am nächsten, weil er jene Eigenschaft in die Taten umsetzt, die Gottes Tun in der Welt charakterisiert. Eine rabbinische Lektüre der Tora zeigt uns, wie Göttliches Erbarmen sich in ganz konkreten Handlungen äussert und wie der Mensch dieses Handeln zum Massstab seines eigenen Tuns setzen soll: In einem Kommentar zum Gebot, in allen Wegen des Ewigen zu wandeln und ihm anzuhängen, fragen die Rabbinen, was es denn bedeute, in den Wegen des Ewigen zu wandeln. Und Ihre Antwort lautet. Das sind seine Wege: Der Ewige ist ein barmherziger und gnädiger Gott, wie es geschrieben steht (Ex 34,6). Und der Ewige zog vorüber an seinem Angesicht und rief: Ewiger, Ewiger, Gott, barmherzig und gnädig, langmütig und Reich an Liebe und Treue. «Wie er barmherzig genannt wird, so sei auch du barmherzig: Der Heilige, gesegnet sei er, wird gnädig genannt, auch du sei gnädig. Er wird gerecht genannt, so sei auch du gerecht. Er wird gütig genannt,

so sei auch du gütig.» An einer anderen Stelle dokumentieren die Rabbinen anhand weiterer Bibelstellen, dass sich diese Barmherzigkeit, Gnade und Güte in der Erweisung von Wohltaten manifestiert. An erster Stelle steht da die Bekleidung der Nackten (also die Sorge für die Ärmsten), der Besuch von Kranken und die Bestattung der Toten.

Barmherzigkeit, oder liebende Gerechtigkeit, eine Gerechtigkeit, die Leben ermöglicht und fördert, Leid lindert, ist Massstab des göttlichen Handelns. In seinem und durch sein Ebenbild, dem Menschen, kommt das Göttliche immer wieder in die Welt ohne je ganz anzukommen, denn wie Rabbi Tarfon, der im 2. Jahrhundert lebte, zu sagen pflegte: «Der Tag ist kurz und der Arbeit ist viel, die Arbeiter sind träge, der Lohn ist hoch, und der Arbeitgeber drängt. Er pflegte noch zuzusagen: Dir liegt nicht ob, die Arbeit zu vollenden, doch bist du auch nicht frei, dich ihr zu entziehen.»

Lic. phil Michel Bollag war Rabbinatsassistent. Heute gehört er der Leitung des Zürcher Lehrhauses an.